

# Sie alle mangeln des Ruhms

---

Bemerkungen zu Daniel Kehlmanns Roman „Ruhm“<sup>1</sup> von Matthias Dorn<sup>2</sup>

Die Lektüre ist trickreich: man beginnt zu lesen und ist zuerst von der mit Verlaub etwas platten ersten Geschichte höchstens durch ihren schwach aufblitzenden Witz angetan. Die zweite Geschichte entpuppt sich nach wenigen Zeilen bereits als mit der ersten zunächst überhaupt nicht in Beziehung stehend. Und so geht es weiter. Erst im Verlauf der Geschichten lässt sich ein Geflecht ihre Beziehungen untereinander erkennen. Acht der neun Geschichten könnte man auch einzeln lesen. Und nur wer sich Namen und Ereignisse wirklich gut gemerkt hat, gewinnt einen Überblick – aber keinen roten Faden.

Kehlmann gestaltet ein polydimensionales Gebilde von Menschen, ihren Beziehungen, ihren Tätigkeiten, Verpflichtungen, Sehnsüchten, Begierden und vor allem ihrem Versagen.

Das Entwerfen verwickelter Handlungsabfolgen, vertrackter Bezüglichkeiten oder kapitelübergreifender Verweise sollte eigentlich zum gut beherrschten Instrumentarium eines Schriftstellers gehören. Kehlmann treibt diese Technik recht weit und man bedarf etwas Geduld und Hoffnung, in den verschiedenen Geschichten dann doch die Chance der Zusammenhänge zu vermuten. Ob das nun aber ein Zeichen „funkelnder Intelligenz“ ist, wie es in einer Rezension<sup>3</sup> hieß, darf doch angezweifelt sein.<sup>4</sup>

Es ist schon gekonnt, wie es Kehlmann gelingt, die Grenze zwischen Geschichten und Wirklichkeit zerfließen zu lassen, und schon der Versuch, sich hier zurecht zu finden, besitzt seinen Reiz. So konstatiert eine der Hauptfiguren, der Schriftsteller Leo Richter, am Ende des Romans: „Geschichten in Geschichten in Geschichten. Man weiß nie, wo eine endet und eine andere beginnt! In Wahrheit fließen alle ineinander. Nur in Büchern sind sie säuberlich getrennt.“ Kehlmanns Roman ist ein glücktes Beispiel, dass eben genau das nicht zutrifft.

Mir fiel bei der Lektüre aber etwas ganz anderes auf: Die Geschichten sind in der Gegenwart verhaftet, als ob sie eine Art Alltag sein könnten, der uns fast vertraut ist. Nervende Mobiltelefone, unzureichend reparierte PCs, Starrummel, Nervereien von Nerds, Internetplagen und – auch das – die Bosheit der politischen, ja militärischen Wirklichkeit.

Kehlmanns Blick auf diese Umstände ist klug und er erwähnt eher beiläufig, wie groß die Distanz dieser Lebenswelt(en) zu den persönlichen Lebensperspektiven der Figuren wird. Berufliche und technische Modernität gegenüber menschlicher Fehlerhaftigkeit. Nicht, dass die Menschen hier als Ausgelieferte erscheinen, nein, sie sind gerade so ganz sie selbst, wenn diese Distanz am spürbarsten wird.

Es heißt auf S. 172f: „Wie merkwürdig, dass die Technik uns in eine Welt ohne festen Ort versetzt hat. Man spricht aus dem Nirgendwo, man kann überall sein, und da sich nichts überprüfen läßt, ist alles, was man sich vorstellt, im Grunde auch wahr.“ Person, Ort, Wahrheit – unterworfen einer medial generierten Delokation. Die Suggestivität einer solchen Delokation ist so intensiv, dass ihre Transposition in die menschliche Verhaltensebene kaum zu verhindern ist. Ersehnte Entgrenzung!

Ist das nun der moderne Mensch? Ist das der Mensch, der der Moderne entspricht?

---

<sup>1</sup> Daniel Kehlmann: Ruhm.-203 S; (rororo 24926, Reinbek bei Hamburg)

<sup>2</sup> Matthias Dorn (md at matthias-dorn.de)

<sup>3</sup> Heinrich Detering in der FAZ vom 16.01.2009: „Wenn das Handy zweimal klingelt“; s.a.: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/daniel-kehlmanns-ruhm-wenn-das-handy-zweimal-klingelt-1755616.html>

<sup>4</sup> Eine sehr gute Betrachtung Gunther Nickels aus literaturwissenschaftlicher Sicht findet man hier: <http://literaturkritik.de/id/12769><http://literaturkritik.de/id/12769>

Doch Kehlmann bleibt Realist: Da ist Elbing, der Techniker, der die Chance eines Seitensprungs nutzt, aber dafür hinterrücks in den Keller gehen muss, um mit der potenziellen Liebhaberin zu telefonieren.

Oder der Filmstar Ralf Tanner, der medial so glatt gestaltet ist, dass er das Opfer seiner eigenen Kopie wird bis hin zu jenem Dialog mit seinem Diener, der ihm, Tanner, sagen muss, dass er eine schlechte Kopie seiner selbst sei. Das Original erreicht nicht die Qualität der Kopie.

Der Internet-Nerd, fettleibig, sprachretardiert und unkollegial, kann nur hinter der Anonymität der Nicknamen in Internetforen formulieren, zerreiende Posts abgeben. Mit seiner Mutter spricht er ausschließlich im Konflikt. Aber wenn er selbst gesehen, ja, befragbar wird, versagt er selbst bei einem Vortrag über sein eigenes Fachgebiet mit erschreckender Klglichkeit.

Und da ist der Abteilungsleiter, der sich in immer verworreneren Lgen flüchten muss, um seine Ehefrau und die Geliebte zu organisieren. Als alle Lgerei nichts mehr hilft, muss er, aus dem Bett der Geliebten steigend, der eigenen Frau samt Kindern nackt die Tür ffnen und sie hereinbitten. Verlogenheit, Verzweiflung, Verelendung.

Aber auch praktisch ist die moderne Mobilfunktechnik kein Schutz: Maria Rubinstein, die in Vertretung Leo Richters eine Kulturreise in eine schreckliche Diktatur unternimmt, wird im Hotel vergessen, kann nicht entkommen und landet schließlich im Elend eines heruntergekommenen Dorfes irgendwo, wo sie niemand suchen, geschweige denn finden wird. Sie kann nun nicht einmal mehr aus dem „Nirgendwo“ sprechen.

Einzig Leo Richter vermag sich etwas abzuheben, denn selbst in Situationen, die ihm zuwider sind oder ihm quälend langwierig werden, kann er souverän und frei referieren und sprechen (S. 166, 188).

Womit wir zum Kern vorgestoßen sind: Die Idee, einer sich durch Entgrenzung charakterisierenden Technik wie Mobiltelefon oder Internet, ein sich ebenfalls in Entgrenzung definierendes modernes Menschenbild zu schaffen, muss, so zeigt es Kehlmann gelungen, klglich scheitern.

Mag sich Moderne, technisch oder anders ausgeprägt, noch so entwickeln, Lge bleibt Lge, Untreue bleibt Untreue und alle Verelendung bleibt Verelendung. Klingt moralisierend? Und wenn schon, aber welche Begründung sollte denn die moderne Transformation unserer Gesellschaft liefern, die ein solches Versagen rechtfertigt?

Bleiben noch zwei Dinge, die mir gefallen haben: Kehlmann beschreibt erotische Szenen (z.B. S. 188), ohne der heute so selbstverständlich obszönen Sprache zu verfallen, jedoch dabei die erotische Intensität keineswegs zu schmälern. Und er findet immer wieder Zustandsbeschreibungen menschlicher Emotionalität, die beeindruckend, so z.B. wenn er vom „paradoxen Schwebezustand desinteressierter Anspannung“ (S. 128) spricht.

Man sollte das Buch gleich ein zweites Mal lesen!

Hannover, 19. Juli 2017

©Matthias Dorn 2017. Kopieren mit Quellenangabe erlaubt.